

Spionage von Andreas Ziesnitz

WB 52/1920

III.

Neben der Hauptstelle hatte der Nachrichtendienst noch zwei nach der Front vorgeschobene Stellen. Hier wurden die Gefangenen vernommen, wenn sie frisch von der Front kamen. Von hier aus wurden auch die meisten Agenten durch die Front gebracht. Mit diesen Stellen arbeiteten auch die dicht hinter der Front verteilten Beamten der Feldpolizei zusammen.

Eine Stelle lag in Mitau, für uns die ergiebigste, lange Zeit von einem bayrischen Oberleutnant Mnz., der seine Jugend in Riga verbracht hatte, geleitet. Er war von Hause aus Jurist; seine „Begabung“ hatte ihn aber mehr auf den Offiziers- als auf einen akademischen Beruf gewiesen. Einen großen Teil seiner Zeit widmete er der praktischen Erotik, was ihm später allerdings schlecht bekam. Da das Malheur natürlich kein Geheimnis blieb, freute sich, was ihm nicht grün war, also alles vom Feldweibel abwärts. Die wirkliche Arbeit besorgten die militärischen Dolmetscher.

Die andre Stelle lag gegenüber Dünaburg. Hierher war der eigentliche Chef der Geheimen Feldpolizei abkommandiert, Hauptmann Lz., also mein Brotherr, dem die Spionage-Abwehr zu langweilig geworden war. Das erschien nicht verwunderlich, denn positiv hatte die Feldpolizei, noch dazu viel zu sehr für den aktiven Nachrichtendienst in Anspruch genommen, bis dahin wenig geleistet. Nur um die Bühne zu füllen, blieb ich mit zwei Beamten, Ordonnanz und einem estnischen Kriegsgefangenen als Mädchen für Alles zurück. Schließlich wurde Hauptmann Lz. beurlaubt, um nicht zurückzukehren. An seine Stelle trat im Nachrichtendienst ein — horribile dictu! — jüdischer Offizierstellvertreter, der es aber nicht lange aushielt, und in der Leitung der Feldpolizei ein Leutnant Sch., der nie erfuhr, wie er zu diesem schönen Posten gekommen war, der aber die Abwehr, von leichten alkoholischen Exzessen hin und wieder behindert, überhaupt erst entwickelte.

In dem einen Jahr 1916 sind an der Front der 8. Armee, also zwischen dem Meere und Dünaburg, rund 100 russische Spione gefangen worden. Wohl hatte man auch früher gelegentlich Spione gefaßt; aber das waren glückliche Zufälle, nicht das Ergebnis systematisierter Recherche. Und die meisten Spione, die es waren, hatte man nicht als solche erkannt. Immerhin hatte man durch Einführung der sogenannten Memel-Sperre Versuche zu einer Personenkontrolle gemacht. Jedermann, der östlich der Memel wohnte, hatte einen Paß mit seiner Photographie

und seinem Fingerabdruck bei sich zu tragen. Und wehe dem Panje, der ihn nicht bei sich hatte! In Mitau sah man später an der Innenseite der Korridor Türen kleine Schilder: „Hast du deinen Paß bei dir?“, die den Hinausgehenden mahnen sollten. Immerhin war unsre Arbeit bis Weihnachten 1915 Dilettanterei. Erst dann begannen die Russen in großem Maße Frontspionage zu treiben. Mag sein, daß schon vorher mancher Agent als harmloser Rückwanderer die Front gekreuzt und die ahnungslosen Truppen im Graben mit wehleidigen Lügen getäuscht hat. Jedenfalls setzte der eigentliche Spionage-Betrieb ganz überraschend ein. Und merkwürdigerweise begann er mit dem Verwerflichsten, was man sich denken kann: mit der Entsendung von Halbwüchsigen und Kindern. Es waren meist Handlungsschüler, die sich aus Abenteuerlust zu diesem Dienst hatten bereit finden lassen, Rigaer, die deutsche Erziehung genossen hatten, die aber, als sie gefaßt wurden, kaum ahnten, in welche Gefahr sie sich begeben hatten, und die sie noch durch Lügen vergrößerten. Es macht in diesem Falle den deutschen Dienststellen Ehre, daß sie die Kinder samt und sonders dem Kriegsgericht entzogen. Freilich auch aus Selbstsucht; denn man verwandte sie fast alle im eignen Dienst, einige als Doppelagenten, indem man sie mit fingierten Nachrichten zurückschickte. Einer, Alfred Mk., der den Weg durch die Front wohl sechsmal genommen hat, kam später als Abwehrgent und Dolmetscher zur Feldpolizei. Einmal wurde er zwischen den Fronten angeschossen, im übrigen spielte er eine kuriose Rolle. Daß er in deutsche Dienste getreten war, war seinem Auftraggeber, dem Oberstleutnant Dimitrieff, nicht verborgen geblieben, und zwischen den Nachrichternoffizieren hüben und drüben bildete sich, während man bemüht war, zu verschleiern und auszukundschaften, auch ein regelrechter Nachrichtenaustausch heraus. Jedenfalls bestellte der mitauer Dolmetscher eines Tages dem Russen einen Glückwunsch zur Beförderung, und der Russe bedankte sich mit einem Kompliment für das E. K. I., das der Deutsche gleichzeitig bekommen hatte.

Als eine Art Geisel für Alfred Mk. blieb sein zwölfjähriger Bruder Rudi Mk. bei uns. Er hat recht gewandt Spione, die noch leugneten, überführen helfen. Bei der ersten Ueberführung, die ich mitmachte, war das gradezu dramatisch. Der Agent, den man an der Front gefaßt hatte, war ein Bauernjunge von kaum achtzehn Jahren, der aber verbissen leugnete. Darauf sperrte man Rudi Mk. mit ihm in dieselbe Zelle, und der mußte ihm Angst vorheucheln und ihm erzählen, daß er gleichfalls als Kundschafter geschickt sei. Nun schüttete auch der andre sein Herz aus. Worauf der Kleine das verabredete Zeichen gab. Bei der nächsten Vernehmung leugnete der Agent wieder. Selbst als ihm der vernehmende Beamte auf den Kopf zusagte: Der und der hat dich geschickt, dort hast du gewohnt, und so viel Rubel hast du bekommen — selbst da leugnete er noch. Es war nötig, daß man den Jungen herbeiholte und die beiden konfrontierte. Da fing der arme Kerl an, zu zittern, machte noch einen Versuch, zu lügen, und klappte dann zusammen. Das Geständnis erleichterte ihm das Herz aber gründlich, denn bei Zigaretten

und einem Glas Bier wurde er sehr gesprächig und begann bei der Protokollaufnahme sogar, zu singen. Zehn Tage später lebte er nicht mehr.

Merkwürdige Erscheinungen unter den Spionen waren die Spreng-Agenten, die die Russen Partisanen nannten. Ihre organisierte Entsendung begann um Weihnachten 1915. Der Leiter dieses Dienstes, von dem die Russen sich besondere Erfolge versprachen, war der Oberstleutnant Terechow in Minsk, dem in Riga ein Kapitän Grigory unterstand. Terechow, dem eine Anzahl Schlepper zur Verfügung standen, arbeitete ganz skrupellos. Sein Hauptvertrauensmann war ein Litauer, Antanaitis, ein Mann von anrüchiger Vergangenheit, dem das Gefängnis nicht fremd war, und der hier allerhand Beziehungen angeknüpft hatte, die er jetzt ausnützte, denn er hatte seine Leute zum Teil aus dem Gefängnis und aus dem Zuchthaus. Die Gewähr, verzweifelte Kerls zu haben, hatte Terechow also. Diese Leute wurden alle mit Revolver und Dolch, viele mit Pyroxilinkapseln ausgerüstet. Sie sollten, wenn sie auf Posten stießen, möglichst nur von dem Dolch Gebrauch machen. Auch Kompaß und Taschenlampe bekamen sie mit. Ihre Sprengarbeit sollten sie möglichst in der Weihnachts- und Neujahrsnacht verrichten. Die Front sollten sie zum Teil in der Gegend des großen Tirulumpfes vor Tuckum zurückschreiten, zum Teil sollten sie die Front auf dem Umwege über den Rigaischen Meerbusen umgehen. Diese Spreng-Agenten wurden wohl ausnahmslos gefaßt. In Tuckum liegen sie alle in einer Reihe auf dem sogenannten Spionenfriedhof.

IV.

Im Laufe des Jahres 1916 verfeinerte sich die Spionagemethode der Russen an der Dünafont ganz verblüffend. In derselben Frontbreite, in der auf deutscher Seite ein Nachrichtenoffizier mit zwei Hilfsstellen arbeitete, arbeiteten auf der russischen Seite unter einem Chef, dem Grafen Kronhjelm, in Riga der Oberstleutnant Dimitrieff, der freilich auch Abwehr betrieb, der Kapitän Peeka, der interessanteste unter unsern Gegnern, und ein Marinennachrichtenoffizier, bei der anschließenden Armee Nachrichtenoffiziere in Kreuzburg, Jakobstadt und Dünaburg. Zu allen diesen gehörten vorgeschobene Stellen und Agentenquartiere in großer Zahl. Nicht nur, daß die Russen die Organisation so breit angelegt hatten: sie aasten auch gradezu mit Menschen. Nur dank dieser Unbekümmertheit, mit der immer wieder Agenten losgesandt wurden, ganz gleich, ob sie zurückkamen oder nicht, waren wir über alle Einzelheiten so gut unterrichtet. Freilich bemühten sich die Russen um die Ausbildung der Agenten und um die Geheimhaltung ihrer eignen Angelegenheiten mit großer Sorgfalt.

Die Anwerbung der Agenten geschah unter allen möglichen Vorwänden. Oft spiegelte man ihnen vor, daß sie durch Eintritt in den Kundschafterdienst vom Militärdienst befreit würden; ja, die Schlepper fingen ihre Opfer regelrecht auf dem Wege vom Bahnhof zum Musterungsort ab. Es kam auch vor, daß sich Freiwillige fanden. Allerdings erfolgte solch freiwilliges

Angebot kaum je aus patriotischen Motiven, sondern fast nur aus Gewinnsucht. In einem einzigen von den vielen Fällen waren patriotische Gründe zu vermuten: bei einem lettischen Offizier, der als Spion gekommen war; aber der benahm sich beim Verhör so kläglich und leugnete jedes Motiv dieser Art, daß er sich alle Chancen vor dem Gericht, das doch schließlich Kameradengericht war, verdarb und zum Tode verurteilt wurde. Ein andres Motiv war ausschlaggebender: der Wunsch, in die Heimat, die hinter den deutschen Linien lag, zu kommen; und wenn die Schlepper bei ihren Werbungsversuchen diesen Wunsch bei einem Opfer spürten, dann hatten sie gewonnenes Spiel. Der merkwürdigste Fall der Art war ein lettisches Bauernmädchen, das an der Front gefaßt wurde, und dessen mangelnde Intelligenz ebenso wie der geringe Geldbetrag, den sie bei sich führte, aufhielten. Trotzdem gestand sie, von Dimitrieff geschickt worden zu sein. Das Rätsel löste sich sehr schnell. Sie war von Heimweh gepackt worden und deshalb zu Dimitrieff gegangen, der sie zunächst einfach hinauswarf. Sie kam aber immer wieder, und schließlich übernahm er sie unter der Bedingung, daß sie sein Bett teile. Das hatte sie denn auch treu und brav getan, und Dimitrieff hatte ihr, als ihm das keinen Spaß mehr machte, ein paar Rubel in die Hand gedrückt und sie an die Front schaffen lassen. Daß sie Nachrichten bringe, hatte er garnicht verlangt. Als Gefangene hatte sie sich zunächst geschämt, das einzugestehen. Sie kam förmlicher Weise vor Gericht, und das sprach sie frei. Der Gerichtsherr aber bestätigte das Urteil nicht, so daß sie aufs neue vor Gericht kam. Sie wurde erneut freigesprochen, und das Urteil wurde wieder nicht bestätigt. Erst beim dritten oder vierten Male ließ man den Freispruch gelten. Man war da manchmal von fast sadistischer Hartnäckigkeit.

Hatte der vom Schlepper Angeworbene einmal Ja gesagt, so hatte er damit seine Freiheit verloren. Er wurde sofort in ein Agentenquartier geschafft und dort von der Außenwelt abgeschnitten. Schon der Transport in dieses Quartier erfolgte meist in verschlossenem Auto, sodaß der Agent nicht einmal wußte, wo er sich befand. Sein Zimmer war stets verschlossen, die Fenster von außen mit lichtdurchlassendem Papier beklebt, sodaß er nicht hinaussehen konnte. Gab es beim Quartier einen Garten oder einen Hof, so war die Benutzung stundenweise genau geregelt. Selbst sein Name wurde ihm genommen. Er erhielt einen andern, bei dem nur die ersten Buchstaben mit den wirklichen übereinstimmten. Besdeliga bekam also etwa den Namen Besabotni. Außer dem Wärter, der ihm das Essen und die Löhnung — mit Pflegegeld damals zweieinhalb Rubel täglich — bringt, und dem Agentenlehrer kommt Niemand zu ihm. Denn der Spion muß nun erst regelrecht ausgebildet werden. Wenn die Nachrichten, die er bringt, Wert haben sollen, so müssen sie schon von ihm selbst gewertet werden können. Es ist Laienanschauung, zu glauben, daß einzig die Beschaffung von Aufmarsch- und Angriffsplänen Zweck der Spionage ist. Auf die feindlichen Absichten kann man aus andern Kennzeichen schließen. Die Feststellung einiger Regimentsnummern auf den Achselklappen erlaubt Rückschlüsse auf die Anwesenheit ganzer

Divisionen, die in Reserve gehalten werden; Beobachtung der Bahnstrecke erlaubt genaue Rückschlüsse auf Truppenverschiebungen und im Zusammenhang damit auf feindliche Angriffsabsichten. Das sind ein paar Beispiele, die sich beliebig vermehren lassen. Deshalb bringt der Agentenlehrer seinem Schüler die Kenntnis der Abzeichen der feindlichen Armee bei, zeigt ihm Abbildungen, die er sich einprägen muß, lehrt ihn die Zusammensetzung der Truppenkörper und die Stärke der Einheiten. An Modellen und Bleisoldaten wird ihm der Ausbau der Front und die Hintereinanderstaffelung der Truppen — Fronttruppe, Stab, höherer Stab, Armeeoberkommando — erläutert und ihm gezeigt, wie er sich durchschleichen soll. Ausreden, falls er gefaßt wird, werden ihm eingepaukt, vor bestimmten Gefahrenpunkten, besonders vor den Abwehrstellen, wird er gewarnt. Gerät er in die Nähe einer marschierenden Truppe, so soll er schnell vom Wege treten, die Hose herunterziehen und eine unumgängliche Beschäftigung markieren. Dabei werden ihm die Soldaten gewiß nicht stören; er soll sich aber genau die Achselklappennummern merken. Wo viele Automobile halten, befinden sich höhere Kommandostellen. Nähert er sich ihnen, so soll er hausieren, mit irgendwelchen Dingen zur Küche gehen, sich aber nicht mit Geld bezahlen lassen, sondern Brot erbitten. Das Einwickelpapier soll er nicht fortwerfen, sondern aufheben; vielleicht steht eine wichtige Nachricht darauf. Macht er sich Notizen, so soll er sie nicht verstecken, sondern so halten, daß er sie im Augenblick der Gefahr sofort wegwerfen kann. Beim Durchschreiten der Front, das stets in der Nacht erfolgt, soll der Agent eine Tanne vor sich her tragen. Zuckt ein Scheinwerfer auf, so soll er sofort aufrecht stehen bleiben: der Schatten der Tanne wird ihn schützen, wenn ihn der Lichtkegel trifft. Ist er glücklich durch die deutsche Stellung gekommen, soll er auch wohl als Signal eine Hütte in Brand stecken. Streichhölzer und ein Fläschchen Benzin gibt man ihm mit.

Daß die Agenten in ihrer Abgeschiedenheit bald verlangten, losgelassen zu werden, ist nur erklärlich. Zuweilen gab man ihnen, um die Abenteuerlust aufzustacheln, noch entsprechende Lektüre, den Grafen von Monte Christo, Conan Doyle und ähnliche Sachen. Die Fahrt zur Front ging wieder unter besondern Vorsichtsmaßregeln vor sich. Der Agent bekam eine mit Papier beklebte Autobrille aufgesetzt, die ihm erst abgenommen wurde, wenn er vor dem russischen Drahtverhau stand. Dann zeigte man ihm die Richtung, in der er marschieren mußte, empfahl ihm wohl, wenn er gefaßt werde, zu sagen, er sei von den Armierungsarbeiten ausgerissen und dann — fiel der Unglückliche, wenn er überhaupt lebend das Niemandsland passierte, fast stets den deutschen Truppen in die Hände, wurde schnell zur nächsten Feldpolizeistelle geschafft, hier und vom Nachrichtenoffizier verhört, und wenn er dabei nicht ganz besonderes Glück zeigte, indem man ihn in deutsche Dienste nahm, dann war sein Leben nach wenigen Tagen ausgelöscht. Zurückgekommen sind nur wenige. Aber die geringe Erfolgsquote scheint die russischen Nachrichtenoffiziere nie gekümmert zu haben.

(Schluß folgt)